

## **Kartenspiele**

*von Ralf Zander, Hamburg*

1980

„Na endlich Ablöse. Hab’ die Schnauze voll! Ganze Schicht nix los auf’n Kiez, und das sonnabends!“ Frank Matten war sauer, und er war müde. Zwei Zahlungsstreitigkeiten und zwei „hilflose Personen“, in diesem Falle Schnapsleichen, die zur Ausnüchterung in die Zellen der Davidwache gebracht wurden, das war’s schon. Ansonsten dieses endlose langsame Rumkurven mit dem Streifenwagen im kleinsten Polizeirevier Hamburgs. So etwas schlauchte mehr als zwanzige kleine und große Einsätze. Nachdem er sich umgezogen hatte und wie üblich mit den Jungs Doppelkopf oder Klabberjaß spielen wollte, war kein Kollege mehr im Aufenthaltsraum hängen geblieben.

Frank war ein begeisterter Kartenspieler. Schon als Kind lernte er „Schwarzen Peter mit Anmalen“. Der Verlierer musste sich im Gesicht ein Katzenbarthaar anmalen. Je mehr einer verlor, umso mehr glich er einem Katzenkopf. Danach lernte er „Sechsendsechzig“. Hierbei war das Höchste der „Pfeifer“, an zweiter Stelle der Trommler, die das Siegen bestimmten. Bei der „Christlichen Seefahrt“, wie man die Schiffstouren auf „Großer Fahrt“ nannte, wurde überwiegend „Siebzehn und Vier“ gespielt, manchmal auch „Poker“; natürlich nicht um Geld, sondern um Zigaretten, die es an Bord steuerfrei zu kaufen gab. Aber heute Abend konnte er es vergessen. Zu blöde!

Dass die um halb Zehn Uhr ablösende Nachtschicht vor lauter Anzeigenden und Einsätzen hektisch wurde, hellte Franks Miene auch nicht auf. Zu Hause wartete nämlich keiner auf ihn. Rückblickend war bei ihm so einiges dumm gelaufen, wie man so sagt. Als junger Polizist hatte er vor etwa siebzehn Jahren eine Familie gründen wollen; und zwar anders, als bei seinen eigenen Eltern. Es fing so toll an. Eine junge Frau, schön wie ein Filmstar, die ihn mehr als nur mochte, mit einem Kleinkind aus erster Ehe. Was wollte er mehr. Einen kleinen Pferdefuß hatte es: Als er sie kennen lernte, war sie noch verheiratet. Ihr kleiner Sohn lebte bei ihren Schwiegereltern, was, wie es sich bald herausstellte, für die kindliche Erziehung nicht förderlich war. Besonders schlimm litt die auf den ersten Blick beiderseitige große Liebe allerdings durch seine nicht gerade ausgeprägte Emotionalität. Frank

war, wenn er nicht gerade von irgendeinem schwer beleidigt oder betrogen wurde, sehr pragmatisch, zum Leidwesen seiner Frau. Als er noch klein war, und auch später, hätte ihn seine Mutter hin und wieder mal in den Arm nehmen sollen. „Das war in unserer Familie nicht üblich“, sagte sie einmal zu seiner Frau. Von Gustav, seinem Stiefvater, konnte er es schlecht erwarten. Frank erinnerte sich nicht, irgendwann mal von einem der beiden gelobt oder gar geliebt worden zu sein, und das, obwohl er nacheinander drei verschiedenartige Berufe sehr gut bestanden hatte. Aber was sollte er Gustav vorwerfen, wo er inzwischen selber Stiefvater geworden war und ständig diese Berührungsängste bei dem Kleinen hatte. Mehr, als dem Jungen seltener Weise mal freundschaftlich auf die Schulter zu klopfen, lag wohl nicht drin. Kein Wunder, dass der Junge als Teeny unmerklich in die Drogenszene abgerutscht war. Ehe Frank es merkte, schien der Zug schon abgefahren zu sein. Jetzt, mit siebzehn Jahren, kam er nur noch selten nach Hause, wohnte in letzter Zeit bei einer seiner jeweiligen Freundinnen. Hübsche Mädchen, denn er hatte als Schlagzeuger einer Amateurband im wahrsten Sinne des Wortes Schlag bei den weiblichen Fans.

Frank war seit Jahren kein echter Kneipengänger mehr, abgesehen davon, dass er mit Kollegen nach dem Dienst selten auf dem Kiez ein paar Bierchen zum Abspannen trank, wie zum Beispiel im alten ehrwürdigen „Hungaria“, Hein-Hoyer-Straße, im „Irmgard Kruse“, genannt nach der Inhaberin, Gerhardstraße, oder bei der legendären Schankwirtin Erna Thomsen der stets überfüllten Kneipe „Zum Silbersack“ in gleichnamiger Straße. In den siebziger Jahren war er noch häufig in der Diskothek „Revolution“ oder im „Inn Sahara“ an der Reeperbahn, weil dort die heißesten Soul- und Popscheiben aufgelegt wurden. Wenn Frank danach war, tanzte er nach dem Dienst schon mal ohne seine Frau allein auf der stählernen Tanzfläche des „Inn Sahara“. Ein Besuch dort war nicht immer ungefährlich, obwohl Frank den netten unaufgeregten Chef Iwan Ivanovic und dessen Geschäftsführer persönlich kannte. Einmal floh er mit seiner Frau und den meisten Gästen nach draußen, weil Bierflaschen, Aschenbecher und Barhocker durch den Saal flogen. Es ging nicht immer nur um „Kuttenneid“. Der Krieg zwischen schwarzen und einheimischen Luden forderte hier manchmal Tote. Messer und Schusswaffengebrauch sorgten dafür, denn Prostitution brachte unheimlich viel Geld. Die teuren Ami-Schlitten, Rolex-Uhren, Dupont-

Feuerzeuge oder schweren Goldketten galten genauso als Statussymbol wie eine prall gefüllte Brieftasche. Die Stammgäste hielt es nicht von weiteren Besuchen ab, denn diese laute, fetzige Musik fuhr in die Beine, machte süchtig.

Im „Stahlnetz“ und „Club 88“ fand man ein ähnliches Flair, aber für Franks Geschmack saßen dort zu viele Zuhälter, die mit Charme, Imponiergehabe und Freigebigkeit Mädchen oder junge Frauen aufreißen wollten, um sie auf den Strich schicken zu können. Kleine Raubüberfälle, überwiegend auf den Herrentoiletten, sorgten neben anderen Gewalttaten dafür, dass einigen dieser Discotheken auf St. Pauli hin und wieder die Konzession entzogen wurde, obwohl sich Inhaber und Kellner bemühten, ihre Läden sauber zu halten.

Alles schien so lange her zu sein. Frank käme sich komisch vor, jetzt, mit Mitte Vierzig noch eine Disco aufzusuchen. Die einzige Gaststätte war für ihn seit ein paar Jahren die „Alte Kate“, ein Nachtlokal, das erst abends um Acht Uhr seine Pforte öffnete. Hier dominierte Jürgen Lund wie ein Herbergsvater inmitten des hufeisenförmig angelegten Tresens, um es nach Möglichkeit allen Gästen recht machen zu können. Lächelnd und mit unerschütterlicher Ruhe kümmerte er sich um jeden, schenkte neben anderen Getränken hauptsächlich das beliebte Königs-Pils vom Fass, kurz Köpi genannt, aus, spielte mit dem Kassettenrecorder flotte Soul- Disco- oder Popmusik und freute sich, wenn es seinen Leuten bei ihm gut ging. Zwischendurch bereitete Jürgen in seiner kleinen Pantry selbst nachts kleine Snacks wie Currywurst, gebackenen Camembert und sogar Filetsteaks mit Pommes für die Stammgäste. Für alle Anwesenden schien die „Alte Kate“ Treffpunkt einer Art Großfamilie zu sein.

Wohl jeder hier war auf der Suche nach Geborgenheit, Verständnis und Kommunikation, die man hier finden konnte. Spätestens gegen Neun Uhr waren alle Barkocker besetzt. Fast jeder kannte jeden, redete oder hörte zu. Es war eine sehr gemischte Gruppe Männer und Frauen, die gern Musik hörten, aber auch Lust am Diskutieren hatten. Elvi, die Änderungsschneiderin, traf sich dort mit Uwe, dem verheirateten Schutzmann von der Wache Silcherstraße, der in seiner Freizeit häufig für den Regisseur Jürgen Roland als polizeilicher Berater tätig war. Uwe liebte auch seine Ehefrau, wie er immer betonte, aber heiß und innig war sein Verhältnis zu Elvi. Sie und Frank schwärmten in der Kate noch von den goldenen Zeiten des Star-Clubs in der Großen Freiheit, die nie wiederkommen wird. Brigitte, hübsch und erotisch angehaucht, kam die ersten Jahre trotz

Trennung mit ihrem Ehemann, später dann mit ihrem festen Freund, dem etwa fünfzehn Jahre jüngeren Psychotherapeuten, häufig ins Lokal. Manchmal mit beiden gleichzeitig. Mit Brigitte wurde es sofort lebhafter, kam Schwung in die Bude. Pete und Peter, zwei englische im Forschungszentrum „Desy“ beschäftigte Facharbeiter, gehörten bereits zum festen Stamm. Ab und zu kam, fast immer leicht angesäuselt, Moni. Sie machte gerne lautstark einige Gäste an, deren Gesichter ihr gerade nicht passten, und amüsierte sich darüber. Es nahm sie aber keiner ernst. Alle kannten sie. Sie hatte Frank manchmal vertrauensvoll von ihren seltenen Treffen mit ihrem geschiedenen Mann Jörn Nürnberg, Sohn des Exeuropameisters im Boxen, Herbert Nürnberg, erzählt. Dem gehörte das berühmte, berüchtigte Lokal „Zum Goldenen Handschuh“, in dem die Moni zusammen mit ihrem Mann jahrelang gekellnert hatte. Berüchtigt wurde diese beliebte Gaststätte erst durch den Trinker Honka, dem fünffachen Frauenmörder, dessen Stammkneipe es gewesen war. Moni fluchte stets wie ein Bierkutscher, wenn es um ihren Jörn ging. Vermutlich hatte sie noch gewaltig viel für ihn übrig. Das sollte sich in letzter Zeit ändern, seit sie die Bekanntschaft mit dem Kochtopffabrikanten Freddy gemacht hatte, der in der Kate mindestens eben so lautstark redete und deshalb von den übrigen Gästen „Randale“ genannt wurde, was er auch tolerierte. Es war wohl eine gewisse Einsamkeit, dass er trotz seines Geldes unter Komplexen litt. Alle paar Monate hatte er zuvor zwei oder gar drei Getränkspartner über 's für Wochenende zu einem Trip nach Gran Canaria eingeladen und sämtliche Kosten allein beglichen. Das hatte ein Ende, seit er Moni näher kennen gelernt hatte. Beide wurden gegenüber den anderen zwar nicht ruhiger, aber verträglicher. Für Frank wurde es das lauteste Traumpaar, das er je erlebt hatte, und sie waren bestimmt recht glücklich miteinander. Ein weiterer Polizist, der Kriminalbeamte Jürgen Schmattek, fiel im Lokal dadurch auf, dass er regelmäßige alle paar Wochen eine neue, hübsche Blondine vorstellte. Mit der schönsten blamierte er sich allerdings, weil sie neben ihrer zu grellen Stimme nur saudoofe Fragen in den Raum stellte, so dass Jürgen sie das ein oder andere Mal beschwichtigte: „Ja, Marleen, ich erzähl es dir später“.

Am auffälligsten von Statur, er war sehr groß und kräftig, war Otfried. Im Widerspruch dazu klang seine Stimme, die zwar ebenfalls kräftig war, aber sehr hell; eine Frauenstimme. Bei den großen Friedensdemonstrationen stand er in der vordersten Reihe. Er kannte natürlich persönlich die Führenden der

Außerparlamentarischen Opposition, kurz APO, auch die des Kommunistischen Bundes Westdeutschland, kurz KBW, sowie die Realos und Fundis der GAL-Partei in Hamburg. Wie er Frank glaubhaft versicherte, setzte er sich bei Krawallen als Mittler zwischen Demonstranten und Polizeiführern zur Deeskalation ein. Er verstand sich prächtig mit Frank, denn auch er war ein humorvoller Typ, der zu gern lachte. Fast jeden Abend arbeitete er am Bartresen an Übersetzungen von Wehretats- und Waffenexportberichten der USA ins Deutsche. Ganz nebenbei beteiligte er sich lebhaft an der Unterhaltung anderer. Ja, Ottfried Nassauer gehörte zur Pseudofamilie der Alten Kate. Er und Frank verstanden sich, obwohl Frank bei den Demos auf der Gegenseite agierte, was beim Austausch der Erlebnisse beider nur positiv sein konnte. Er wusste, dass Frank, wie so viele Polizeibeamte, ebenfalls einen Horror vor den sowjetischen SS 20-Raketen hatte und mit der Stationierung der amerikanischen Pershing-Atomraketen auf deutschem Boden nicht glücklich war. Obwohl Ottfried Theologie studiert hatte, oder vielleicht gerade deshalb, sollte er sich in den 1980er und 1990er Jahren als Friedensforscher in Berlin noch einen guten Namen machen, indem er für die Partei der Grünen in der Fachgruppe „Frieden und Internationales“ und in der Bundesarbeitsgemeinschaft „Frieden“ mitarbeitete. Er veröffentlichte in verschiedenen Medien seine Forschungsergebnisse. Fast jeder Gast der Kate hatte viel über sich, Gott und die Welt zu erzählen. Selten erscheinende Streithammel spürten diesen Zusammenhalt und verschwanden ziemlich schnell, bevor es zu Weiterungen kam.

„Guten Abend allerseits“. „Hallo Frank“, schallte es nach seinem Eintritt zurück. Er bestellte sich sofort ein Glas Königs-Pils vom Fass. Mario der Soziologe, nahm ihn in Beschlag. „Weißt du, Frank, ich hab’ jetzt seit Wochen Zoff mit Michael. Wenn ich Verbesserungen vorschlage, ist er grundsätzlich dagegen, stempelt mich förmlich als unfähig ab. Dabei sehe ich, dass gerade er oft die falschen Entscheidungen trifft. Ich halte seine Art bald nicht mehr aus“. Mario arbeitete seit cirka zwölf Wochen in der Verwaltung des ABM-Vereins Altonaer Jugendarbeit, der Projekte für arbeitslose Jugendliche entwickeln sollte. Leiter des Vereins war der Fraktionsvorsitzende der SPD, Michael Pape, den Frank als Parteimitglied aus der Ortsgruppe Hamburg-Flottbek kannte. In seinen Augen hatte Pape etwas Bestimmendes. Er war anderen Meinungen gegenüber kaum zugänglich. Frank verglich seine Art, mit Menschen umzugehen, mit

seinem Chef Ludwig Rieland, dem Leiter der Davidwache, der seinen Mitarbeitern oft über den Mund fuhr mit den Worten: „Red'n se nich!“ Damit war das Thema dann einseitig geklärt. Für Frank und Mario gab es über diese beiden Führenden genug Gesprächsstoff. Frank dachte an die nette, an den einzelnen auch interessierte Ehefrau Ute Pape, die sich im Dialog auf positive Art so ganz anders verhielt. Kein Wunder, dass es zwischen beiden zur Trennung kam. Ute wurde bald Hamburger Schulsenatorin, Michael blieb Fraktionsvorsitzender der SPD. Wie man „Spiegel 46/2000 online“ entnehmen konnte, wurde er im Jahr 1995 vom Gericht wegen Betruges und Untreue zu zehn Monaten Haft auf Bewährung verurteilt, weil er laut Anklage Sachmittel und Arbeitskräfte veruntreut haben sollte, indem er unter anderem arbeitslose Jugendliche für die Sanierung von zwei Privathäusern eingesetzt hatte. Ein paar Wochen nach dem Gespräch in der Kate wurde Mario aus fadenscheinigen Gründen von Michael Pape entlassen.

Inzwischen war Frank beim vierten „Köpi“ angelangt, als kurz nach Mitternacht der Othmarscher Modefriseur Gallo im Gefolge von Kalle im Lokal begrüßt wurde. Frank hatte zwei Jahre lang bis vor kurzem in seiner Freizeit, nach dem Vierhundert-Mark-Gesetz, für Kalle, dem Mitinhaber einer Reinigungsfirma, ein paar Märker hinzu verdient. Er bekam einen französischen „R 4-PKW“ zur Verfügung, brachte Reinigungsmaterial zu den Arbeitsstätten der jugoslawischen Angestellten, übergab ihnen Lohnabrechnungen und Geld nach Haus, reinigte sogar aushilfsweise selber Treppenhäuser oder hin und wieder klein- bzw. großflächige Teppichböden. Toll war, dass er den spritzigen kleinen Wagen in der übrigen Zeit sogar privat nutzen durfte. Außer Frank arbeitete auch sein Kollege Bonnie, aus der A-Schicht, für Kalle. Zwischen den Dreien hatte sich eine lockere Freundschaft entwickelt, zumal Kalle sich den beiden gegenüber großzügig zeigte. Kalle bahnte sich einen Weg um den vollbesetzten Tresen.

„Du, Frank, hast du Lust zum Karten spielen?“ Natürlich hatte er Lust, aber hier wurden eigentlich nie Karten gespielt, bis auf seltene Male, und dann auch nur das populäre „Klabberjaß“ zu Dritt.

„Nee, das nicht“, korrigierte Kalle, „nee, Gallo will mich mit zum Pokern nehmen. Allein hab' ich aber keine Lust. Komm' doch mit“.

Frank winkte ab: „Mann, Kalle, ich hab’ zuletzt bei der Seefahrt Poker gespielt, und das ist jetzt über zwanzig Jahre her. Außerdem bin ich schon etwas angeschäkert. Das haut doch gar nicht hin“. Gallo sah fragend zu Ihnen rüber. Kalle bettelte: „Es geht doch nur um kleine Beträge. Das hat mir Gallo versichert. Da kann nichts passieren. Dafür garantiere ich.“

Einerseits liebte Frank die Karten, war sozusagen ein Kartenhai mit Limit, kannte „Siebzehn und Vier, Skat, Klabberjaß. Doppelkopf, um mal die gängigsten zu nennen, andererseits waren ihm die vier Biere schon etwas in den Kopf gestiegen. Und Kalle, das sah er, hatte wohl schon schwer einen intus. Schließlich willigte er ein. Aldo fuhr mit ihnen zügig über den Osdorfer Weg zur Stresemannstraße in Richtung Innenstadt. Vor einem italienischen Imbiss an der Lippmannstraße hielt sein Wagen. Vier Männer führten Gallo, Kalle und Frank durch den Laden ins Hinterzimmer. Sie sprachen Italienisch. Ach ja, Gallo kam ja auch aus dieser Ecke. Sie nahmen an dem runden Tisch Platz. Frank fragte nach dem Modus des Pokerspiels, weil er wusste, dass dieses Spiel in Deutschland anders gewertet wird, als in den USA, wo zum Beispiel Herz die höchste Farbe war. Ein gewisser Stefano am Tisch schien der Veranstalter dieses Spieles zu sein: „Habt ihr überhaupt Geld mit?“, fragte er misstrauisch. Im Gegensatz zu Frank zeigte Kalle arglos seine siebenhundertfünfzig Mark. Frank holte seine achtzig Mark aus der Tasche. Ihm schwante nichts Gutes: „Wo bin ich hier rein geraten? Es sollte doch um kleine Beträge gehen.“ Ein wenig beruhigte es ihn, als Stefano nach Klärung der Regeln bekannt gab: „Keine Kiebitze!“ Links von Frank saß Stefano, rechts von ihm Kalle und einen Platz hinter ihm Gallo. Die Lust am Kartenspiel verdrängte Franks Unsicherheit: „Eigentlich kann mir ja nichts passieren. Wenn meine achtzig Mark weg sind, muss ich sowieso aussteigen“. Er dachte in diesem Moment an Griechen-Schorsch, dem netten Besitzer der Lokale „Viktory I“, Bernhard-Nocht-Straße, und „Viktory II“, Silbersackstraße, in denen Sexfilme den Bedarf an teuren Getränken anheizten. Schorsch hatte ihn einmal, naiv wie er war, privat als Kiebitz in das Nobellokal „Domino“, an der Talstraße, mitgenommen, wo Schorsch mit anderen St. Pauli-Gastwirten um viel Geld zockte. Frank war nicht klar, welches Spiel dort abgezogen wurde. Klar war ihm jedoch, dass es sich um ein verbotenes Glücksspiel handelte und er, Frank, da gar nichts zu suchen hatte. Andererseits war ihm bekannt, dass es auf dem Kiez diverse Spielorte gab. Seine Neugier siegte. Mit leicht schlechtem Gewissen blieb

er. Der Raum war voller Zuschauer, die Luft schneidend vom Tabakqualm. Mindesteinsätze waren Fünzigmarkscheine, und Schorsch schien Glück zu haben, denn vor ihm stapelten sich Bündel großer Scheine. Nach etwa einer Stunde forderte ein relativ junger Mitspieler einen Bekannten auf: „Hol’ mal von Fred Nachschub. Zehntausend langen erstmal“. Das Spiel wurde so lange unterbrochen. Nachdem das Geld gebracht worden war, bestand der junge Mann darauf, ein neues original verpacktes Kartenspiel zu benutzen. „Wenn das man kein Trick ist?“, dachte Frank. Danach sah er, dass sich im direkten sowie im übertragenen Sinne das Blatt gewendet hatte. Der Stapel Scheine vor Schorsch nahm rapide ab. Es fiel nicht weiter auf, als Frank das Haus verließ.

Als bei den Italienern das Spiel begann, war er wieder bei der Sache. Gott sei Dank ging es hier um weitaus geringere Beträge. Der erste Einsatz wurde gesetzt. Prompt gewann Frank diesen Durchgang mit zwei Paaren, nämlich zwei Damen und zwei Achten. Aus seinen achtzig Mark wurden hundertdreißig Mark. In Glücksspielkreisen, ob mit Karten, Würfeln oder dem Hütchenspiel, nennt man so was „anfüttern“, das heißt, Anregung zum sorglosen Weiterspielen. Trotzdem wurde er nicht leichtsinnig, spielte vorsichtig und stieg lieber aus, wenn er nicht mindestens ein höheres Paar aufgenommen hatte. Inzwischen war Gallo gegen Mario, einen weiteren Italiener ausgetauscht, blieb aber im Raum. Antonio: „Wollt ihr was trinken?“ Kalle bestellte sich einen Gin/Tonic, Frank nur eine Cola, um etwas nüchterner zu werden. Er war besorgt wegen Kalle: „Du solltest mal umsatteln auf alkoholfrei“.

„Nee, lass’ mich man. Keine Bange. Ist alles okay mit mir“. Die Italiener tranken Mineralwasser. Drei von ihnen aus dem Imbiss brachten die Getränke, blieben dann dezent im Hintergrund des Spielzimmers. Mit dem abgelösten Aldo befanden sich nun vier Kiebitze hinter ihnen, was Frank zuerst nicht weiter auffiel, weil er sich auf sein Blatt konzentrierte. Kalles und Marios Spielkapital nahm ab, während sich vor Antonio und Frank Zehner, Zwanziger, Fünziger und Hunderter türmten. Hinter ihnen tuschelten die Kiebitze, geflüsterte Worte wurden mit den Spielern gewechselt, und das alles auf Italienisch. „Das ist doch gegen die Abmachung“, schoss es Frank durch den Kopf: „Kalle, nimm deine Karten hoch“. Jeder im Raum sah, dass Kalle stark alkoholisiert lächelnd vor sich hinstarrte. Umso mehr versteckte Frank sein Blatt zwischen den Händen, spielte noch vorsichtiger. Nach fast zwei Stunden gab es den unhörbaren Knall im Raum.

Jedenfalls empfand es Frank so. Er hatte vier Asse aufgenommen, das zweithöchste Blatt, das beim Poker möglich war. Mario begann, Kalle hielt mit, Frank ebenfalls. Er erhöhte vorsichtig um weitere zehn Mark, um sein grandioses Blatt nicht zu verraten. Von den vier Spielern stieg keiner aus. Es wurde ausgeglichen, mit geboten, erhöht, selbst von Kalle, der seine Siebenhundertfünfzig Mark bereits verspielt hatte. Er bot bargeldlos mit. Frank setzte alles ein, was Beine hat, wie man so sagt, nämlich den ganzen Berg gewonnener Scheine. Wobei er achtzig Mark, die er zu wenig hatte, schuldig blieb. Das hieß, im Topf landeten mehr als dreitausend Mark. Hinter Frank kam Antonio. Seine Aufforderung: „Ich gehe mit, und Sehen!“. Beim „Null ouvert“ im Skat hieß es auf gut Deutsch: „Lass die Hosen runter“; mit anderen Worten: „Zeigt eure Blätter!“ Zuerst Mario. Drei Damen und zwei Zehner. Damit besaß er einen „Full House“. Kalle, das hatte Frank bereits vorher gesehen, weil er in seinem Suff seine Karten wieder nicht richtig verdeckt hatte, zeigte drei Könige und zwei Buben. Das war demnach ein höheres „Full House“. Frank war seiner Sache sicher. Vier Asse legte er hin, was man in Pokerkreisen einen „Vierling nennt“. Dann war Antonio dran, der die Karten für das letzte Spiel gemischt und ausgeteilt hatte. Überraschung: Fünf kleinere Karten, nämlich eine Sieben, Acht, Neun, Zehn und Bube. In verschiedenen Farben wäre es ein „Flush“, das heißt, weniger als ein „Full House“ und weniger als ein Vierling. So aber, in einer gleichen Farbe, in diesem Fall in Herz, war es das höchste erreichbare Blatt, ein „Royal Flush“. Frank war fassungslos, stierte dem nach Antonio verschwindenden Berg von Geldscheinen mit offenem Mund hinterher, während Kalle weiter vor sich hin lächelte. „Wäre ich doch vorher abgesprungen, dann hätte ich wenigstens einige Hunderter retten können“, realisierte Frank das Geschehen, „aber kann man mit vier Assen einfach so aussteigen, wenn man so weit gekommen ist?“ Die Enttäuschung blieb haften: „Na gut, kann man nichts machen. Nach Haus gehen und schlafen. Ja, das Ganze erstmal wegschlafen. Morgen ist ein anderer Tag.

Nein! Es war noch nicht vorbei. Sechs Italiener hinderten sie am Verlassen des Raumes. „Wir kriegen von dir noch siebenhundertfünfzig Mark“, fuhr Antonio den Kalle an. Vorher kommt ihr hier nicht raus. Und du“, damit zeigte er auf Frank, „schuldest mir noch achtzig Mark“ Ach ja“, dachte Frank, „die fehlten mir beim letzten Mithalten im Topf“. Kalle wurde trotz seines Brausebrands

putzmunter: „Gallo, komm’ mal her, Ihr habt mir doch schon siebenhundertfünfzig Mark Bargeld abgenommen. Mehr hab’ ich doch nicht bei mir. Gallo, du kennst mich doch. Ich bin müde. Ich will jetzt endlich schlafen. Wir woll’n gehen“. Nach einer Viertelstunde ließen die Italiener beide aus dem Haus. „Wie in einem Mafiafilm“, dachte Frank. „Wenn das meine Behörde wüsste. Gar nicht auszudenken. Das war doch von denen praktisch eine Geiselnahme. Und ich, Mensch Meier, hab’ am Glücksspiel teilgenommen? Ist doch auch irgendwie strafbar. Dieser verrückte Kalle. Erzählt mir vorher, es geht nur um kleine Summen! Ich hätte spätestens gehen sollen, als gefragt wurde, ob wir überhaupt Geld bei uns haben. Das war doch von mir völlig instinktlos.“ Kalles Kleingeld reichte für ein Taxi. Trotz des aufregenden Geschehens schlief Frank bis zum Mittag durch. Der Sonntag war für ihn verloren, weil er am Nachmittag gegen halb Sechs zum Zwölfstundendienst-Schichtendienst aufbrechen musste.

Ein paar Tage danach trafen sich beide in der „Alten Kate“, erzählten Jürgen Lund von ihrer Pokerpartie. Auch Gallo kam im Laufe des Abends hinzu: „Kalle, du hast noch Schulden. Spielschulden bei Antonio.“ Kalle war vielleicht ein Alkoholiker, aber nicht blöd, sondern ein immer noch kluger, weltgewandter Geschäftsmann: „Pass’ mal auf, Gallo. Du hast mich mitgelockt zum Pokerspielen, obwohl du gesehen hast, dass ich stinkevoll war. Du hast mir gesagt, es geht nur um Kleingeld. Vor allem hieß es anfangs, dass keine Kiebitze erlaubt sind, aber es waren immer mindestens vier deiner Landsleute mit im Raum, die mit den Spielern auf Italienisch gesprochen haben. Ihr habt uns reingelegt. Ganz fies reingelegt. Ich bezahl’ die Siebenhundertfünfzig nicht. Da könnt ihr machen, was ihr wollt. Gallo zog bedepert ab. Was der wohl von Antonio zu hören bekommt?

Frank bezahlte natürlich auch nicht die achtzig Mark. In der Kate schwor er laut und deutlich: „Also, ich spiele mindestens zehn Jahre lang keinen Poker mehr. Auch nicht um Pfennige.“